

Frollein Tod

IM
HIMMEL
GIBT'S
LACHS

Deutschlands
charmanteste
Präparatorin über
den Tod und ihr
Leben im Leichen-
keller

riva

© des Titels »Im Himmel gibt's Lachs« (ISBN 978-3-7423-1748-3)
2021 Riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mv-verlag.de>

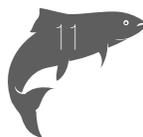
EIN PAAR WORTE VORWEG

Hällöchen, ihr lieben Leserinnen und Leser!

Da ist es nun, mein Buch, das ich eigentlich nie schreiben wollte. Ich war nämlich immer der Meinung, meine geschätzten Kollegen hätten schon alles gesagt. Wozu soll ich jetzt auch noch ein Buch über Tod und Trauer und meinen außergewöhnlichen Beruf schreiben? Sogar auf dem Weg zu dem Kennenlernetreffen mit meinem Lektor war ich fest entschlossen, mich nicht zu einem Buch überreden zu lassen. Trotzdem hatte ich ein grobes Konzept im Kopf. Für alle Fälle. Und dann dauerte es keine zwei Stunden, bis ich meine Meinung änderte. Zwei Aperol Spritz später sagte ich: »Okay, ich mach's!«

Wieso denn jetzt doch? Nun, es lag an meinem Lektor. Seine und meine Vibes passten so gut zusammen, dass es keiner großen Überredungskunst bedurfte. Mit ihm über ein mögliches Buch zu reden machte mich glücklich, die Art, wie er meine Ideen aufnahm und mir Mut machte, stimmte mich um. Außerdem sind schon ganz viele tolle Ereignisse in meinem Leben passiert, weil ich mir irgendwann gesagt habe: »Fuck this shit, ich mach das jetzt!«

Als ich nach Hause fuhr, war ich sehr heiterer Stimmung, der Entschluss fühlte sich richtig an, und ich wollte sofort mit dem Schreiben anfangen. Plötzlich machte es Sinn, dass ich jahrelang glitzernde Notizbücher mit meinen Ideen und Gedanken gefüllt hatte. Mein Universum hatte mir immer wieder Hinweise



geschickt, auch in Form von Kursteilnehmern, die meinten, ich müsse all das, was ich lehre und berichte, mal niederschreiben, damit sie es später nachlesen können. Jetzt war ich dazu bereit ...

Ich werde Ihnen ein paar coole Sachen von mir erzählen, lauter autobiografisches Zeug. Und ich werde Ihnen schöne und nützliche Dinge über den Umgang mit Verstorbenen und ihren trauernden Hinterbliebenen nahebringen, basierend auf meinen über zwanzig Jahren Berufserfahrung als leitende medizinische Sektions- und Präparationsassistentin und Notfallseelsorgerin der Pathologie an der Technischen Universität München. Mein Ziel ist es, Sie dafür zu sensibilisieren, wie wichtig die Fürsorge für einen Verstorbenen, vor allem aber die Trauernden ist und dass mit wenig bereits viel erreicht werden kann. Insofern ist dieses Buch also auch irgendwie ein Ratgeber. Allerdings schreibe ich hier ausschließlich aus meiner ganz persönlichen Sicht und über meine individuelle Art, mit dem Leben und dem dazugehörigen Tod umzugehen. Es wird um Mitgefühl gehen, um Schuld, und ein Funken Magie ist auch dabei ...

Herzlich willkommen in der Gedankenwelt einer Leichenpräparatorin: Treten Sie ein in mein privates Reich des Todes!

Viel Freude und gute Unterhaltung dabei wünscht Ihnen
Ihre
Judith Brauneis



KAPITEL 1

UNSERE TÄGLICHE LEICHE GIB UNS HEUTE!

Schon als Zehnjährige wollte ich nichts so sehr, wie mit Leichen zu arbeiten. Ich wollte den toten menschlichen Körper auseinandernehmen und studieren, auf diese Weise den Tod erforschen, um ihn besser zu verstehen. Aber um ganz ehrlich zu sein, spielte bei dem Berufswunsch Leichenpräparatorin auch mit, dass ich unbedingt etwas anderes tun wollte als die meisten Leute. Ich wollte nicht zur breiten Masse gehören, sondern auffallen. Bloß nicht mit dem Strom schwimmen! Noch dazu wurden in der Gerichtsmedizin all die ebenso schrecklichen wie aufregenden Fälle untersucht – und ich wollte Teil davon sein. Cool.

Meine erste Arbeitsstelle hatte ich dann allerdings in der Pathologie, was aber okay war, denn ich würde ja später wechseln können. Abgesehen davon dauerte es nicht lange und ich lernte meine Kollegen in der Rechtsmedizin kennen, die mich einluden, bei ihren Sektionen zuzuschauen. Dank der Praktika während meiner Ausbildung hatte ich schon ein paar außergewöhnliche Fälle gesehen, aber jetzt sollte es so richtig losgehen. Insbesondere ein Kollege nahm sich meiner an und bereits bei meinem ersten



KAPITEL 1

Besuch im Seziersaal sollte ich ihm dabei helfen, eine Bahnleiche aus dem Leichensack zu holen.

»Hier halt mall!«, sagte er und gab mit etwas Schweres und Rundes in die Hände. Es war der Kopf. Ich fühlte mich ziemlich überrumpelt. Und wie der Kopf dieser armen Seele wackelte, als er aufgesägt wurde. Rein ins kalte Wasser oder besser gesagt ins kalte Grausen. Das war die Art und Weise, wie ich an die grausamen Fälle, das tägliche Brot der rechtsmedizinischen Präparatoren, herangeführt wurde. Genau so wollte ich es doch, oder nicht?

Bei meinen eigenen Studenten gehe ich heute weniger drastisch vor, um sie nicht so zu überrumpeln. Für jemanden, der den Anblick einer Leiche nicht gewohnt ist, kann es unter Umständen abstoßend bis traumatisch sein. Nicht, dass ich, wie in Krimiserien oft üblich, die Sektionsleichen abdecken würde, aber ich habe mir angewöhnt, die einzelnen Schritte mit so wenig Brutalität wie möglich auszuführen. Will man zum Beispiel das Thoraxpaket, das aus Herz, Lunge und Schlund besteht, herausnehmen, kann man den Schlund packen und mit einem Ruck von der Wirbelsäule lösen. Dabei geht nichts kaputt. Im Gegenteil, es ist eine überaus praktische und schnelle Methode, für Außenstehende aber mitunter erschreckend. Also schneide, ziehe und präpariere ich lieber langsam und mit Bedacht. Auch wenn ich den Kopf öffne, gehe ich behutsam vor. Es gilt, die Schädelhaut von hinten nach vorne abzuziehen. Keine Sorge, das Gesicht bleibt dabei unversehrt, denn ungefähr einen Zentimeter vor dem Augenbrauenrand höre ich auf. Von innen daran erkennbar, dass Fett auftaucht, sobald die Haut entfernt wird. Um Zeit zu sparen, könnte ich auch hier gewaltsam reißen. Aber warum sollte ich?



UNSERE TÄGLICHE LEICHE GIB UNS HEUTE!

Bei uns im Patho-Team macht zum Glück niemand Stress, sodass ich mich ohne Hektik der Organentnahme widmen kann. Somit reiße ich die Kopfschwarte¹ nicht ab, sondern präpariere wiederum mit dem Skalpell das Bindegewebe zwischen Haut und Knochen ab. Das geht ebenso gut und schockiert die Studierenden weniger. Ihre Blicke, wenn ich den Schädel aufsäge, kenne ich dennoch nur zu gut. Für sie muss es furchtbar aussehen und sich auch so anhören. In der Regel spreche ich sie direkt darauf an. »Mir ist durchaus bewusst, wie das Ganze gerade auf Sie wirken muss. Wie ein barbarischer Eingriff in den menschlichen Körper. Die Grobheit bei der Sektion können wir nicht vermeiden, aber wir können mit gebotener Achtsamkeit und Sauberkeit vorgehen, um die Würde des Verstorbenen vor uns auf dem Tisch zu wahren.«

Und bevor ich den Kopf nach dem Sägen vollends öffne, warne ich die Studierenden regelmäßig vor, denn es macht ein sehr fießes Nussknackergeräusch. So ist der Schock nicht allzu groß, wofür mir die meisten Studierenden sehr dankbar sind.

Unser Team arbeitet stets hochkonzentriert, wobei jeder seine Aufgabe hat. An dieser Stelle möchte ich betonen, dass auch niemals Musik im Hintergrund dudelt, wie ich es mal im Fernsehen gesehen habe. Zwischendurch ertönt lediglich ab und zu das melodische Klingeln unserer Diensttelefone. Und wir würden auch niemals im Sektionssaal essen, kein süßes Teilchen, keinen Apfel und auch kein belegtes Brötchen. Das macht man einfach nicht! Auf der Präparatorenschule wurden wir zu absoluter Sauberkeit und Sorgfalt erzogen. Können Sie sich vorstellen, was für eine Sauerei es geben könnte, wenn sechs Liter Blut aus einem



KAPITEL 1

Körper fließen? Dazu womöglich noch krankheitsbedingte Flüssigkeiten aus Thorax und Bauch. Diese schöpfen und messen wir sorgfältig ab, denn sie spielen eine wichtige Rolle bei der Diagnosefindung. Mein einstiger Oberpräparator hat mich gelehrt, dass die Körperhöhlen stets leer und dass Tisch wie Fußboden blutfrei sein müssen. Auch das sind wir der Menschenwürde bei einer Sektion schuldig. Von Studierenden und Klinikärzten wiederum, die während der Sektion zugegen sind, erwarten wir Aufmerksamkeit und dass private Gespräche unterlassen werden. Vermutlich wird es immer die einen oder anderen Studierenden geben, die betont cool zur Sektion erscheinen. Mit Kaugummi im Mund, Käppi auf dem Kopf, Sonnenbrille auf der Nase und – sehr beliebt – einem Schal über Mund und Nase (wahrscheinlich um unangenehme Gerüche fernzuhalten). Dass es sich aus meiner Sicht nicht gehört, derart respektlos aufzutreten, tue ich sofort kund. Es mag überhaupt keine böse Absicht von den jungen Leuten sein, doch es stört mich. Entsprechend schwer fällt es mir auch, ruhig und sachlich zu bleiben, wenn jemand meint, er müsse sich auf einen leeren Sektionstisch setzen. So etwas kotzt mich sogar richtig an. Es sollte doch möglich sein, sich für zwei bis drei Stunden zusammenzureißen. Aus Achtung vor dem verstorbenen Menschen und seiner Leidensgeschichte, aber auch aus Respekt vor uns Lehrenden; schließlich geben wir uns viel Mühe, die Inhalte möglichst anschaulich und nachvollziehbar zu vermitteln. Inzwischen ist es mir auch wurscht, ob mich deshalb einer oder eine der Umstehenden für zickig hält, die meisten von ihnen sehe ich eh nicht wieder. Aber die Leichen habe ich stets als meine Schutzbefohlenen betrachtet; und ich möchte, dass man sich in ihrer Gegenwart pietätvoll benimmt.



UNSERE TÄGLICHE LEICHE GIB UNS HEUTE!

Ein heikler Punkt ist deshalb auch der Leichengeruch. Dieser typisch süßliche Duft, von dem immer die Rede ist. Ich selbst habe ihn noch nie wahrgenommen, und weiß partout nicht, was damit gemeint ist. Unsere Krankenhausleichen sind frisch und werden in der Kühlung einwandfrei konserviert. Nix riecht da! Das Einzige, was wahrzunehmen ist, ist der natürliche Geruch nach Krankheit und Siechtum, gefolgt von dem Geruchscocktail aus Blut, Leber und Darminhalt bei der Leichenöffnung. Wenn ich dann mitbekomme, wie die Zuschauenden angewidert die Nase rümpfen, ärgere ich mich. Ich kann nichts dagegen tun. Will es auch nicht. Immerhin stehen da unsere Ärztinnen und Ärzte von morgen. Wollen sie später auch die Nase rümpfen, wenn sie ein Patientenzimmer betreten und es dort nicht gut riecht? Und so richtig angepisst bin ich, wenn jemand verlangt, das Fenster zu öffnen, »weil es so stinkt«. Können Sie sich das vorstellen? Frische Luft reinlassen!? Unsere Klimaanlage samt Abzug am Tisch arbeitet super, und ich soll das Fenster öffnen? Ich hasse frische Luft bei der Arbeit! Und noch mehr hasse ich es, wenn es zieht. Dann muss ich echt die Zähne zusammenbeißen ... Etwas Trost finde ich, wenn flugs die Fliegen hereinkommen, weil sie die Sektionsleiche erschnuppert haben. Diese fetten Fliegen mit ihren schillernden Flügeln, die erst genüsslich von unserer Leiche kosten, um sich anschließend auf Schals und Haaren der Zuschauenden niederzulassen und zu putzen. Ein Anblick, der mich innerlich jubeln lässt. Yes, manchmal bin ich böse. Ich habe aber noch einen Trick auf Lager. Ist jemand frech oder sichtlich desinteressiert, locke ich sie oder ihn mit einem spannenden Befund an das Darmbecken, was prompt Unwohlsein hervorruft. Der Darm wird bei jeder Sektion aufgeschnitten und



KAPITEL 1

ausgespült. Es wird nämlich nicht nur sein Inhalt beurteilt, sondern auch seine Schleimhaut. Und bei der beachtlichen Länge von bis zu sieben Metern ist schon das eine oder andere Bemerkenswerte im Darm zu finden – von Rötungen und Rissen über Tumore bis hin zu Bläschen. Vor Kurzem habe ich einen Darm geschnitten, der so schaumig aufgetrieben war, dass er mich vom Tastbefund her an Zuckerwatte erinnerte. Ein wunderschöner Zuckerwattedarm! Besonders gut und oft ist die sogenannte Divertikulose zu erkennen. Dabei handelt es sich um kleine Ausstülpungen in der Schleimhaut, sogenannte Darmdivertikel, in denen sich die Exkremeante sammeln. Habe ich so eine Divertikulose vor mir, hole ich die betreffenden Leute zu mir, um ihnen einen überaus spannenden Befund zu präsentieren. Sobald sie ganz nah sind und hineingucken, stülpe ich die Darmtaschen um, sodass die Exkremeante herausgedrückt werden. Natürlich bleibe ich dabei todernst ... Ansonsten bin ich aber recht nett im Sektionssaal. Ehrlich.

Tatsächlich bin ich geruchstechnisch noch nie an meine Grenzen gestoßen, obwohl es natürlich auch bei frischen Leichen das eine oder andere gibt, was ich nicht so toll finde, so zum Beispiel den Geruch von Knochenspänen und den Geruch von Mageninhalt. Manchmal ist sogar die letzte Mahlzeit auszumachen, und wenn es ganz verrückt wird, riecht die sogar richtig gut. Dann muss ich mich am Riemen reißen und umdenken: Nein, Judith, hier riecht nichts lecker. Dein Gehirn spielt dir einen Streich! Apropos Mageninhalt: Viele Jahre lang arbeitete ich unter einer Oberärztin, die mich auf dem Kieker zu haben schien, denn sie kam manchmal schon frühmorgens zu mir ins Büro, um mich so lange



UNSERE TÄGLICHE LEICHE GIB UNS HEUTE!

zusammenzuscheißen, bis ich weinte. Eines schönen Tages dann musste ich gemeinsam mit ihr sezieren. Sie war die Hauptsekan-
tin – und das ausgerechnet bei einer Privatsektion, bei einer Au-
topsie also, die von einer Privatperson beauftragt und an einer
externen Leiche durchgeführt wird. So etwas kommt nicht
sonderlich oft vor. In diesem Fall hatten wir es mit einem Herrn
zu tun, der bei einem Geschäftsessen ums Leben gekommen war.
Da die Staatsanwaltschaft keine gerichtliche Sektion angeordnet
hatte – warum auch immer –, sollten wir nun die mittlerweile
freigegebene Leiche sezieren. Allerdings war dieser Herr bereits
vor sechs Wochen in China verstorben. Er war also nicht mehr
taufersch und auch nur mangelhaft konserviert, als er bei uns
ankam. Ich freute mich über die angefaulte Leiche, weil ich
wusste, dass die besagte Oberärztin sehr geruchsempfindlich ist.
Sie hingegen war not amused und unterstellte mir prompt, ich
hätte diese Leiche extra besorgt, um mich an ihr zu rächen. Umso
mehr genoss ich die Sektion. Sah, wie sie mit sich rang, und als
beim Eröffnen² des prallgefüllten Magens sechs Wochen alte
Speisen zum Vorschein kamen, rannte Frau Doktor kreidebleich
hinaus. Ich lief ihr nach, stellte mich neben sie ans Waschbecken
und erkundigte mich höflich nach ihrem wertigen Befinden. Das
war unser Moment. Sie kotzte und sie lachte. Es war aber auch zu
komisch. Natürlich bemerkte sie meine Schadenfreude, schien sie
mir jedoch zu gönnen. Bis heute bin ich ihr für diesen unvergess-
lichen Moment dankbar.

Anfangs kam es auch nicht nur einmal vor, dass mich ein Pro-
fessor während einer Sektion vor seinen Studenten zur Schnecke
machte. Das tat ein paar Mal weh, irgendwann hatte ich mich
daran gewöhnt. Es gibt nun mal Mediziner, die nicht viel von uns



Präparatoren halten, weil wir in ihren Augen zu dumm sind, um einen »anständigen« Beruf auszuüben. Ein Professor hat mir gegenüber nie einen Hehl daraus gemacht und eines Tages gebrüllt: »Ihr Präparatoren seid doch nur dazu da, uns Ärzten hinterherzuputzen.« Da hatte ich aber schon längst auf Durchzug geschaltet, weshalb ich ein wenig irritiert reagierte, als anschließend ein paar reizende Studenten zu mir kamen und meinten, es tue ihnen sehr leid, wie er mit mir umgehe. Noch heute, mehr als zwanzig Jahre später, begegnet er mir und meinen Kollegen mit einer gewissen Herablassung.

Doch zurück zum Sektionstisch. In der Regel beenden wir jede Sektion mit einem schlüssigen Befund: Die Ärzte haben alle Organe und notwendigen Strukturen präpariert und das Grundleiden sowie die Todesursache bestimmt. Danach konsultieren wir die Klinikärzte: Dabei wird uns der Patient noch einmal aus klinischer Sicht vorgestellt und wir präsentieren ihnen unsere »kalte Platte« mit allem, was wir gefunden haben. In guter Zusammenarbeit kann somit der Sektionsbefund erstellt werden. Ein Schelm legt mitunter auch einen Naturschwamm auf das Organtablett, um unerfahrene Ärzte zu verwirren. Diese Naturschwämme werden üblicherweise zum Abtupfen benutzt. Sie sind schweineteuer und ich denke, ein Tafelschwamm täte es auch, aber Naturschwämme sind Tradition, vielleicht weil sie sich jungen Ärzten prima untermogeln lassen. »Oh, das Gehirn sieht aber nicht mehr gut aus!« Dabei schwimmt das Gehirn längst in einem Formalintopf ...

Ist die Sektion beendet, richte ich die Leiche nach bestem Wissen und mit größter Sorgfalt wieder her. Die Organe kom-



men zurück in den Körper, wenn auch nicht unbedingt an Ort und Stelle, weil sie ihre Position eh wieder verändern, sobald die Leiche im Rahmen der Bestattungsvorbereitungen bewegt wird. Hier geht es vielmehr um Vollständigkeit. Für die medizinisch-technischen Assistenten behalte ich lediglich Gewebeproben zurück. Ein Sektionsbefund ist nämlich erst dann endgültig, wenn mindestens zwei Ärzte den Fall auch mikroskopisch betrachtet und bewertet haben.

Die Leiche wird schließlich mit fester Schnur und großer Nadel wieder zugenäht. Auf spätere Narben ist ja keine Rücksicht mehr zu nehmen; hier kommt es darauf an, dass die Nähte bis zur Beerdigung oder Verbrennung des Verstorbenen, die wenige Tage später stattfinden wird, halten. Aber das ist grundsätzlich kein Problem: Die Nähte sind dicht und sehen aus wie große Reißverschlüsse. Auch der Kopf lässt sich prima zusammennähen, insbesondere wenn der Schnitt beim Eröffnen so tief angesetzt wurde, dass die Naht später auf dem Sargkissen aufliegt und somit nicht mehr zu sehen ist. Der übrige Körper ist sowieso von Kleidung bedeckt. So richtig gut habe ich es gemacht, wenn jemand nach einem Blick auf den Leichnam sagt: »Und das Gehirn haben Sie nicht rausgenommen?«

Anschließend wird die Leiche gesäubert. Ich bevorzuge dafür warmes schäumendes Seifenwasser. Wenn man lange bis zum Ellbogen in einer Leiche gesteckt hat, die zuvor eine Zeitlang gekühlt wurde, dann darf es jetzt ruhig schön warm sein ... Abgesehen davon möchte ich den Verstorbenen in bestmöglicher Verfassung an den Bestatter übergeben. Für mich ist das eine Selbstverständlichkeit.



KAPITEL 1

Oft werde ich gefragt, ob mich bestimmte Schicksale besonders bewegt haben, außergewöhnliche Sektionen, die ich nie vergessen werde. Nein, die gibt es nicht. Kein einziges Gesicht ist mir in Erinnerung geblieben, keine besondere Diagnose. Für mich ist das, was ich hier tue und erlebe, der Lauf des Lebens. Die Menschen werden krank, die Menschen sterben. In der Pathologie mag es nicht so grausame Fälle geben wie in der Gerichtsmedizin. Aber schlimm ist es so oder so. Nicht für den Verstorbenen – der ist den Gang allen Lebens auf der Erde gegangen –, aber für die Hinterbliebenen. Sie haben einen geliebten Menschen verloren. Ich hatte keinen Bezug zu dem Verstorbenen, ich kenne lediglich seinen Befund, kann deshalb problemlos die Distanz wahren. Daher vermute ich, dass der Tod des Menschen, der da vor mir auf dem Sektionstisch liegt, für jeden anderen, der mit ihm zusammen war, selbst für Ärzte und Pflegepersonal, viel bewogender sein muss als für mich.

Zu guter Letzt ist der Sektionssaal gründlich zu putzen. Es soll Institute geben, in denen das nicht die Präparatoren, sondern Putzkräfte übernehmen. Was für ein Luxus! Denn so ein Sektionstag ist auch ohne das Putzen am Schluss ziemlich anstrengend. Das stundenlange Stehen, das Heben und Schleppen, die handwerkliche Arbeit, ständig in höchster Konzentration und mit gebotener Freundlichkeit gegenüber den Zuschauern. Das kostet Kraft. Es gab schon so manchen Morgen, an dem ich mein kleines Reich recht lustlos betrat, weil ich wusste, was für ein Kraftakt auf mich zukam. Für mich als Präparatorin beginnt die Sektion schon mit dem Herrichten des Saals, und an besonders trüben Tagen trösten mich die sanften Melodien der Herzschritt-



UNSERE TÄGLICHE LEICHE GIB UNS HEUTE!

macher, die ich in einer Kiste gesammelt habe. Ich habe es einfach nicht übers Herz gebracht, sie nach der Entnahme zu entsorgen, und weil die Krankenkassen sie auch nicht zurückhaben wollen, liegen sie nun in jener Kiste im Schrank. Ab und zu spielen sie ein Lied für mich. Von *Save the Robots* bis *I'll Stand by You*. Und schon geht es mir wieder besser. Tja, es sind die kleinen Dinge, die das Leben ausmachen, nicht wahr?

Aber so anstrengend mein Job auch manchmal sein mag und wie sehr ich auch fluche, wenn ich die Leiche aus dem Leichenwagen auf den Seziertisch und wieder zurück wuchten muss, am Ende eines solchen Tages bin ich stets zufrieden mit mir und meinem Beitrag zum Leben – und froh, dank dieser, wie ich finde, wichtigen Arbeit meinem Kater daheim ein schönes Leben bieten zu können.

© des Titels »Im Himmel gibts Lachs« (ISBN 978-3-7423-1748-3)
2021 Riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.mv-verlag.de>



© des Titels „Im Himmel gibts Lachs“ (ISBN 978-3-7423-1748-3)
2021 Riva Verlag, ein Imprint der Münchner Verlagsgruppe GmbH, München
Nähere Informationen unter: <http://www.m-vg-verlag.de>

KAPITEL 2

FROLLEIN TOD BETRITT DIE WELT

Das Universum hatte mir eine junge Frau mit rabenschwarzem Haar und grasgrünen Augen als Mutter ausgesucht. Kerstin hieß sie und arbeitete als Kinderkrankenschwester auf der Säuglingsstation. Da lag es nahe, sich selbst so ein putziges rosa Baby anzuschaffen. Ich meinerseits beschloss, meine Geburt noch aufregender als üblich zu gestalten. Nullachtfünfzehn war von Anfang an nicht so mein Ding. Zuerst schwamm ich gemütlich in der Steißlage, fand dann aber, dass es viel logischer sei, diese Welt mit den Füßen voraus zu betreten. Zudem erwartete meine Mutter einen Markus; diesen Namen hatte sie bereits für mich ausgesucht. Ich wurde aber ein Mädchen, das als Erstes dringend pullern musste. Und zwar so dringend, dass es nicht warten konnte, bis es vollständig draußen war mit der Folge, dass der Doktor, der an seinen Füßchen zog, angepinkelt wurde. Er gratulierte meiner Mutter dennoch mit einem aufrichtigen »Na, dann herzlichen Glückwunsch!«, während meine Mutter sich ein bisschen für den ersten Auftritt ihrer Tochter schämte, die übrigens nichts Besseres zu tun hatte, als ihre ersten zwei Stunden auf Erden weinend zu verbringen. So lernten meine Mutter und ich einander kennen.



KAPITEL 2

Interessanterweise ist meine früheste Erinnerung an meine Mutter mit meinem ersten Kontakt zum Tod verbunden. Ich war sechs Jahre alt und Mutti holte mich mit dem Fahrrad aus dem Kindergarten ab. Zufrieden saß ich in meinem Kindersitz und ließ mich durch die Gegend kutschieren, als sie mir sagte, dass Opa – mein Uropa – gestorben sei. Ich weiß nicht mehr, was ich damals gefühlt habe, an eine eigene Traurigkeit kann ich mich jedenfalls nicht erinnern, nicht mal richtig an meinen Uropa. Aber dass meine Mutti ihn sehr lieb gehabt hatte, wusste ich. Sie war ein Opakind, so wie ich ein Omakind wurde. Auch verstand ich, dass Opa fort war und ich ihn nie wiedersehen würde. Ich bemerkte, dass alle traurig und gleichzeitig sehr beschäftigt waren. Meine Familie hielt mich aber komplett aus dem Beerdigungsbrimborium heraus. Als Erwachsene fragte ich meine Mutter irgendwann, warum ich nicht mal mit zu der Aufbahrung gedurft hatte. Sie antwortete: »Damals war das eben so. Da wurden Kinder da rausgehalten.« Sie erzählte mir allerdings, dass sie ihn noch einmal angesehen habe, als er in seinem Sarg lag: Zuerst war die ganze Familie um den Sarg versammelt, dann ließ man sie auf ihren Wunsch hin allein. Sie sei total schockiert gewesen, den geliebten Opa so zu sehen. Ganz gelb sei er gewesen, ausgemergelt und eingefallen. Heute behaupte ich, dass er einfach nicht gut zurechtgemacht worden war. Wie auch immer. Meine Mutti schwor jedenfalls, er habe sie angelächelt, als sie sich beim Gehen noch einmal zu ihm umgedreht habe. Diesen Moment hat sie nie vergessen – und ich auch nicht, weil er zu den ersten Erinnerungen an meine Mutti gehört und eine kostbare Erinnerung an meinen Opa ist. Viele Leute seien zu seiner Beerdigung gekommen, erzählte meine Mutter, und sein bester

